

Früher exotisch, heute normal

150 Jahre Ärztinnen in der Schweiz

Verena E. Müller
lic. phil., Historikerin, Zürich

Seit der Immatrikulation der ersten Studentin Marie Vögtlin 1868 legten Schweizer Ärztinnen einen langen und steinigen Weg zurück. Vor allem in den wirtschaftlich schwierigen 1930er Jahren mussten sich Ärztinnen zahlreiche Anfeindungen gefallen lassen. Trotzdem verfolgten die Pionierinnen ihr Ziel mit Mut und Hartnäckigkeit. Mit nachhaltigem Erfolg: Seit der Jahrhundertwende studieren in der Schweiz mehr Frauen als Männer Medizin.



Marie Heim-Vögtlin mit Tochter Helene und Sohn Arnold. Wichtig für das gesellschaftliche Ansehen des Frauenstudiums: Die erste Schweizer Ärztin war verheiratet und Mutter.

Die Schweizer Universitäten gehörten ab Mitte der 1860er Jahre zu den ersten Hochschulen, die Frauen zuliessen. In erster Linie nutzten Ausländerinnen dieses Angebot. Insbesondere Frauen aus dem Zarenreich, welches sich in dieser Zeit in einem tiefgreifenden sozialen und politischen Umbruch befand, bildeten für lange Zeit das grösste Kontingent der Studentinnen. Schweizerinnen

dagegen blieben bis zum Ersten Weltkrieg in der Minderheit. Dies hatte mehrere Gründe: Einerseits fehlten hierzulande den Frauen bis zur Gründung der Mädchengymnasien Ende des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit, sich schulisch auf ein Studium vorzubereiten. Andererseits gab es gesellschaftliche und wirtschaftliche Gründe für die zaghafte Immatrikulation von Frauen.

Gesellschaftliche und wirtschaftliche Hürden

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt es für Töchter aus gutem Haus als unschicklich, einem Broterwerb nachzugehen. Bezahlte Berufsarbeit liess vermuten, Vater oder Ehemann verdienten zu wenig, um ihrer Familie einen standesgemässen Unterhalt zu sichern. Zudem war ein Studium sehr kostspielig. Die Aussicht, dass eine Frau heiratet und sich danach um den Haushalt kümmert, sprach gegen eine Investition in eine höhere Bildung. Diese Widerstände musste auch die erste Schweizer Studentin und spätere Ärztin Marie Heim-Vögtlin (1845-1916) überwinden, bevor sie das Medizinstudium im Wintersemester 1868/1869 in Zürich aufnehmen durfte. Ihr Vater, zu jenem Zeitpunkt Stadtpfarrer in Brugg, erhielt neben Naturalleistungen (Pfarrhaus, Holz, Garten zur Selbstversorgung) ein Jahresalär von 2800 Franken. Davon floss ein Grossteil in Maries Ausbildung. Für Gebühren, Bücher, Instrumente und das Leben in der Stadt musste Pfarrer Vögtlin seine Tochter Marie mit jährlich rund 2000 Franken unterstützen.

Diskriminierende Rechtsordnung

Die Pionierinnen des Frauenstudiums kämpften zudem mit juristischen Hürden. Eine erste Verbesserung der rechtlichen Situation erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Vereinheitlichung des Obligationenrechts auf nationaler Ebene. Im Zuge dieser Reform glich man beispielsweise das Volljährigkeitsalter der Frauen an das der Männer an. Ferner wurde 1882 die Geschlechtsvormundschaft für ledige, verwitwete und geschiedene Frauen abgeschafft. Interessanterweise blieb ab diesem Zeitpunkt ein Grossteil der frühen Ärztinnen ledig.

Trotz diesen punktuellen Verbesserungen war das geltende Eherecht bis zur Revision 1988 äusserst diskriminierend.

Wollte beispielsweise die Studentin Marie Vögtlin eine Exkursion mit Geld aus dem mütterlichen Erbe berappen, musste sie ihren Vater um Erlaubnis fragen. Für ihre spätere Berufstätigkeit brauchte Marie Vögtlin die Einwilligung ihres Ehegatten. Dieser hätte ihr die Berufsausübung jedoch jederzeit verbieten können. Als Familienoberhaupt verwaltete er zudem das eingebrachte Frauengut. Maries Erwerbseinkommen gehörte folglich ihm.

Gründe für die Berufswahl Ärztin

Ein Grossteil der frühen Studentinnen wählte das Studienfach Humanmedizin, obwohl ihnen alle Fakultäten offenstanden. Ausschlag dafür waren wohl in erster Linie idealistische Gründe – Hilfe für Kranke und Schwache. Zudem konnte eine Ärztin ohne grössere juristische Hürden eine eigene Praxis eröffnen. Damit Geld zu verdienen, war jedoch nicht einfach. Denn bis nach dem Zweiten Weltkrieg passten viele Praxen ihre Rechnungen an das Vermögen ihrer Patienten an. Da die wenigsten Patientinnen eine Krankenkasse hatten, verzichtete beispielsweise Frau Dr. Heim bei mittellosen Frauen gänzlich auf eine Bezahlung. Nicht von ungefähr war der niederschwellige Zugang zu Krankenkassen eine der Forderungen am Ersten Frauenkongress in Genf 1896.

Kaum Stellen für Assistenzärztinnen

1901 eröffnete die erste Schweizer Chirurgin Anna Heer (1863-1918) in Zürich die Schweizerische Pflegerinnenschule mit angegliedertem Spital. Das Credo lautete: «Von Frauen, für Frauen». Die Institution verfolgte zwei Ziele. Einerseits die Sicherstellung einer qualifizierten Ausbildung von Pflegefachfrauen, andererseits war das Spital ein wichtiger Arbeits- und Ausbildungsort für Ärztinnen. Denn bis in die 1930er Jahre waren Assistenzstellen für Medizinerinnen rar. Die Frauenkliniken Lausanne und Genf etwa stellten überhaupt keine Frauen ein, Bern bevorzugte männliche Bewerber. Nirgendwo gab es Aussicht auf eine Oberassistentenstelle. Und selbst in der Pflegerinnenschule kamen nach 1926 immer mehr Ärzte zum Einsatz.

Der Aufbruch in den «Goldenen Zwanzigern»

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kehrten die meisten ausländischen Studierenden in ihre Heimatländer zurück. Entsprechend sank vorübergehend die Zahl der Studentinnen. Auf die kriegsbedingte Wirtschaftskrise folgte der Aufbruch der «Goldenen Zwanziger». Zeichen des damaligen Optimismus war die erste Schweizer Ausstellung für Frauenarbeit «SAFFA», die 1928 in Bern stattfand und an der sich auch die Ärztinnen in der Berufskategorie «Gesundheits- und Krankenpflege» beteiligten.



Die Pflegerinnenschule, 1907: In der ersten Reihe v.l.n.r. Anna Heer, Oberin Ida Schneider, Marie Heim-Vögtlin, Anna Baltischwiler, russische Assistenzärztin (Name unbekannt), Jenny Thomann-Koller.

Drei Beispiele von Ärztepaaren

Von Zürich nach London

Die Britin Frances Elizabeth Morgan (1843-1927) absolvierte in Zürich ihr Medizinstudium. 1874 heiratete sie den Arzt George Hoggan (1837-1891). Bis zu Georges Tuberkuloseerkrankung führten die beiden in London gemeinsam eine Praxis und gelten als das erste Ärzteehepaar Grossbritanniens. Nach dem Tod ihres Gatten kehrte die Witwe nicht mehr in die medizinische Praxis zurück, sondern wurde zu einer bekannten Sozialreformerin.

Heimliche Tätigkeit in der Ostschweiz

Überliefert ist die Geschichte eines Ärzteehepaares, das nach dem Zweiten Weltkrieg in der Ostschweiz lebte. Der Gatte, überzeugtes Mitglied des Vereins gegen das Frauenstimmrecht, untersagte seiner Frau die Berufstätigkeit. War er auf Krankenbesuch, sollen Patientinnen durch die Hintertür der Praxis gekommen sein und bei der Ärztin Rat gesucht haben.

Eine Ärztefamilie in Genf

Henriette de Joudra (1855-1928) war eine jener zahlreichen jungen Frauen aus dem Zarenreich, die in in der französischen Schweiz studierten. Nach ihrem Doktorat führte sie zusammen mit ihrem Ehemann Charles-Eugène Saloz eine Praxis im Genfer Quartier Rive. Wie viele Medizinerinnen der ersten Generationen spezialisierte sich Henriette auf die Behandlung von Frauen und Kindern. Dem Beruf blieb sie bis zu ihrem Tod treu. Auch ihre beiden Söhne wurden Ärzte.

Zwei aussergewöhnliche Karrieren

Josephine Zürcher (1866-1932)

Josephine Zürcher war die Tochter eines Offiziers in fremden Diensten, der nach der Rückkehr in die Schweiz erster Pedell des Eidgenössischen Polytechnikums (ab 1912: ETH) wurde. Nach dem Tod ihres Vaters lebte Josephine Zürcher im Waisenhaus. Ihr Vormund erlaubte ihr ein Medizinstudium. Sie doktorte beim Psychiater Auguste Forel mit einer Arbeit über Jeanne d'Arc. In den Zeiten vor den Psychopharmaka galt Psychiatrie für eine Frau als körperlich und anspruchsvoll. Ab 1897 behandelte Dr. Zürcher in Urfa Opfer der Armenierverfolgung, danach wirkte sie in Aleppo. Später zog sie nach Palästina und führte von 1905 bis 1912 eine Praxis in Haifa.



Josephine Zürcher mit ihrem Klinikpersonal in Urfa, 1897.

Helene Kloss (1887-1977)

Helene Kloss leitete 1919-1947 das Pathologische Institut des Luzerner Kantonsspitals. Kloss war die erste Chefärztin an einem öffentlichen Krankenhaus. Helene Kloss' prominentester Fall war die Autopsie der tödlich verunfallten belgischen Königin Astrid 1935. Privat führte sie das bescheidene Leben einer ledigen Frau. Sie wohnte stets zur Untermiete in einem Zimmer bei den Schwestern Agnes (1884-1964, Schriftstellerin) und Anna von Segesser (1887-1973). Letztere war eine bedeutende Pionierin im Bereich der Krankenpflege.

«Ärzte-Plethorie» der 1930er Jahre und Zweiter Weltkrieg

In den 1930er Jahren überstieg die Zahl der Studienabgängerinnen und -abgänger die Anzahl der in Pension gehender Ärzte um ein Mehrfaches. Entsprechend wurden die Klagen über den Ärzteüberschuss, die «Plethorie», auch in der *Schweizerischen Ärztezeitung* zunehmend lauter. Obwohl auf eine Studentin neun Studenten kamen, wurden vor allem die Frauen für die steigende Zahl Medizinstudierender verantwortlich gemacht: «Zum Aufsehen mahnt auch das überaus starke Anwachsen der weiblichen Studierenden (ca. 9%).»^[1] Mit der sich verschärfenden Wirtschaftskrise wurde der Ton gehässiger: «Zum Schluss noch ein Wort über das weibliche Medizinstudium, wobei ich mir zwar bewusst bin, dass ich damit vielleicht in ein Wespennest steche. Bei den meisten Berufen ist man heute bestrebt, die weibliche Beteiligung etwas zurückzuschrauben, so dass man diese Frage wohl auch bei unserm Stande erörtern darf. Ich bin auch heute noch der altväterischen Ansicht, dass der eigentliche Beruf der Frau im Hause und bei den Kindern zu suchen ist oder, wenn es ein medizinischer Beruf sein soll, in der Krankenpflege, und dass, abgesehen von einer gewissen Beteiligung in der Frauen- und Kinderpraxis, der ärztliche Beruf für die Frau körperlich und geistig zu hart ist.»^[2] Auch der akademische Berufsberater in Basel war in Sorge: «Beim Medizinstudium ist die spätere Berufsausübung Hauptziel, ja einziges Ziel des Studiums. Selbst die verheiratete Aerztin verzichtet nicht auf ihren Beruf.»^[3]

Nach Kriegsausbruch beanspruchten Armee, Zivildienst und Luftschutz einen Grossteil der Ärzteschaft. Keine Rede mehr von Plethora. Doch das Konkurrenzdenken lebte fort, wie ein Beitrag des «altgedienten Wehrmann» Merz aus Balgach zeigt: «Was leisten diese Aerztinnen dem Staat im Vergleich gegenüber den Aerzten?» Der Autor empfahl, Ärztinnen mit einer Wehrsteuer zugunsten ihrer Kollegen an der Front zu belegen. «An den verehrten Damen wird es dann sein, nicht nur immer gleiche Rechte zu fordern, sondern auch entsprechende Pflichten zu leisten.»^[4]

Stagnierend bis leicht sinkende Zahlen

Im ersten Nachkriegsjahrzehnt blieb der prozentuale Anteil der Medizinstudentinnen zuerst mit 10% bis 15% ziemlich konstant. Später registrierten alle Deutschschweizer Universitäten einen Rückgang der Absolventinnen; einzig Genf verzeichnete innerhalb eines Jahrzehnts einen Anstieg von 28 im Jahr 1946 auf 48 Medizinerinnen 1956. Die Ärztinnen beteiligten sich auch 1958 an der zweiten



Werbefoto der Pflegerinnenschule (1958): v.l.n.r. Dr. med. Martha Friedl-Meyer, Dr. med. Marie A. Lüscher, Dr. med. Regula Ehrat.

SAFFA in Zürich. Im selben Jahr waren von den 7665 Ärzten in der Schweiz 942 Frauen. 41,2% (403 Frauen) führten eine eigene Praxis, 138 (14,6%) übten den Beruf – vermutlich wegen Familienpflichten – nicht mehr oder nur noch am Rande aus.^[5]

Babyboomer, Wirtschaftswunder, Bildungsoffensive

Ab den 1960er Jahren kam es zu einem eigentlichen Sturm auf die Universitäten. Überall im Land entstanden neue Gymnasien, und die Frauenemanzipation machte schüchterne Fortschritte. Die andauernde wirtschaftliche Hochkonjunktur erlaubte es der Babyboomer-Generation, eine höhere Bildung zu erwerben. Immer mehr junge Männer wandten sich vom Medizinstudium ab und entschieden sich für andere erfolversprechende Berufsfelder wie Wirtschafts- oder Ingenieurwissenschaften. Entsprechend stieg der Frauenanteil bei den Studierenden der Humanmedizin zwischen 1980 und 2003 um 80%.

Die Medizin ist weiblich

An einzelnen medizinischen Fakultäten kippte das Gleichgewicht von männlichen und weiblichen Studierenden bereits 2001 – mehr Frauen als Männer studierten Medizin. «Die Entwicklung der medizinischen Fächer hin zu einer Frauendomäne hat demnach in den vergangenen 20 Jahren stattgefunden und ist somit ein relativ neues Phänomen», schrieb 2005 das Bundesamt für Statistik. Und die Autoren warnten: «Es gibt keinen Anlass anzunehmen, dass die ausserberuflichen, familiären Anforderungen, welche nach wie vor die Frauen belasten, vor den Toren der Ausübung des medizinischen Berufs Halt machen sollen.»^[6] Die Pionierin Marie Heim-Vögtlin hätte dieser Vermutung des Statistischen Amtes zugestimmt.

Bildnachweise:

- Abbildung 1: privat, zur Verfügung gestellt.
Abbildung 2: Gosteli-Stiftung, AGoF 110 E/8.
Abbildung 3: Zentralbibliothek Zürich, Ms Z II 129.
Abbildung 4: Gosteli-Stiftung, AGoF 110 C/9.

Literatur:

1. Autor und Titel unbekannt. Schweiz *Ärztztg.* 1936;17(32):332
2. Wüscher aus Zürich. Titel unbekannt. Schweiz *Ärztztg.* 1939;20(30)
3. Dr. phil. Henneberger M. Titel unbekannt. Schweiz *Ärztztg.* 1939;20(26):306-308
4. Autor und Titel unbekannt. Schweiz *Ärztztg.* 1939;20(32)
5. Bono, Silvia Maria: Die Schweizer Ärztin. 1868-1958. Dissertation. Beitrag zur SAFFA 1958. Zürich 1958
6. Bundesamt für Statistik. BSF aktuell. Das Medizinstudium in der Schweiz im Profil. Nr. 15 Bildung und Wissenschaft. Neuenburg, Mai 2005

Weiterführende Literatur:

- Colombi, Aldo: Die Suche nach Helene. Tagebuch einer Recherche. In: *Rontaler Brattig* 11 (2009) S. 68-72
- Frutiger, Uarda: Ärztin im Orient auch wenn's dem Sultan nicht gefällt. Josephina Th. Zürcher (1886-1932). Basel 1987
- Historische Statistik der Schweiz. Ein Datenbankprojekt der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Kollaboration mit den Universitäten Zürich, Genf und der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne
- Kunz, Yasmine: Helene Kloss war die erste Chefärztin der Schweiz und leitete vor 100 Jahren die Pathologie in Luzern. In: *Luzerner Zeitung*, 23. November 2019
- McIntyre, Neil: Couples. Britain's first medical marriage: Frances Morgan (1843-1927), George Hoggan (1837-1891) and the mysterious "Elsie". In: *Journal of Medical Biography* 12/2004, S. 105-114
- Rogger, Franziska: Der Doktorhut im Besenschrank. Bern 1999
- Rogger, Franziska: Ärztinnen: rare Einsprengsel in der Medizinerwelt, in: *Von der Geselligkeit zur Standespolitik: 200 Jahre Ärztegesellschaft des Kantons Bern, 1809-2009.* Bern 2008, S. 130-143
- Schweizerische Ärztezeitung. Ausgaben 1929-1940
- Trinkler, Hedwig: Ein Nachruf, spät [Helene Kloss 1887-1977]. Zürich 2003